

Kritische Utopien als Methode und Praxis: Der Forschungsstandort Österreich

Susanna Azevedo, Theresa Hager und Laura Porak

Einleitung

*„For those who still think utopia is about the impossible, what really is impossible is to carry on as we are, with social and economic systems that enrich a few but destroy the environment and impoverish most of the world's population. Our very survival depends on finding another way of living.“
(Levitas 2013, S. xii).*

Den von Levitas angesprochenen anderen Weg des Lebens wollen wir uns auch für die österreichische Hochschullandschaft vorstellen. Ist Österreich ein guter Forschungsstandort? Diese Frage drehen wir um und verhandeln stattdessen ein Szenario, in dem Österreich ein hervorragender Forschungsstandort ist. Dazu haben wir in diesem Beitrag eine Utopie entworfen und wollen der Frage nachgehen, inwieweit Utopien als Heuristik dienen können, um über „Alternativen“, das Thema des diesjährigen Momentum-Kongresses, nachzudenken. Utopisches Denken bzw. Utopien werden in den Sozialwissenschaften als Phantasien abgewertet und Spekulation als Gegensatz zu Wissen verhandelt. Auch wenn Unterscheidungen notwendig sind, bedarf es einer differenzierteren Sichtweise. Denn hinter diesem Dualismus, so die Soziologin Ruth Levitas (2013), verbirgt sich auch ein politisch motiviertes Interesse, das jegliches Streben nach gesellschaftlicher Veränderung unmöglich machen soll. Dieser Dualismus ist dort, wo die Grenze zwischen Spekulation und Wissenschaft gezogen wird, nicht haltbar, denn das Utopische ist nicht zuletzt auch in kritischen Gesellschaftstheorien angelegt (Levitas, 2013). Utopie ist lediglich der Ausdruck des Wunsches nach einer anderen, besseren Lebensweise und Lebenswelt. Wir unterstützen die Bemühungen und Erfolge (Suvin 2021), Utopien ernst zu nehmen. Wir übernehmen den Begriff der kritischen Utopie – kritisch im Sinne des Ausdrucks widerständigen Denkens, des Aufdeckens, Reflektierens und Dekonstruierens eines hegemonialen Blicks – und verstehen Utopie nicht als Entwurf einer neuen Gesellschaft, sondern als Prozess, als „theory-as-practice“ (Moylan und Baccolini 2014, S. xiv).

Zu diesem Zweck haben wir uns zunächst mit zwei Zugängen zu Utopien und ihrer Bedeutung für gesellschaftliche Transformationen und Wissenschaft auseinandergesetzt und skizzieren, wie Utopien als sozialwissenschaftliche Methode dienen können. In einem zweiten Schritt präsentieren wir einen Auszug aus einem essayistischen Beitrag, der sich mittels kritischer Utopie als Praxis eine wünschenswerte Forschungslandschaft in Österreich vorstellt.

Die Relevanz der Utopie: Theorie und Praxis für gesellschaftliche Transformation

Dieses Kapitel untersucht die Rolle von Utopien als Instrumente kritischer Reflexion und sozialer Transformation. In der akademischen Debatte werden Utopien zunehmend als Form der Wissensproduktion anerkannt, die soziale Transformationen anstoßen kann. Ausgehend von Levitas (2013) und Adamczaks (2017) Ansätzen wird analysiert, wie Utopien als Methode zur Neugestaltung gesellschaftlicher Beziehungen und Institutionen dienen können. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf die Verknüpfung utopischer und soziologischer Perspektiven gelegt, um mögliche Wege aus den gegenwärtigen Krisen zu skizzieren.

Warum Utopie?

Die Entwicklung und Analyse von Utopien als Form der Wissensproduktion erfährt derzeit eine wachsende Beliebtheit. Seit den 1970er-Jahren bemüht sich das Feld der *Utopian Studies* darum, die Utopieforschung als eigenständiges und legitimes Forschungsgebiet innerhalb der akademischen Gemeinschaft zu etablieren. Seit 2003 gibt es ein eigens gegründetes Institut „Ralahine Utopian Studies“ an der Universität Limerick in Irland mit dem Ziel: „to pursue innovative research across disciplines on utopian thought and practice“ (Ralahine Centre for Utopian Studies). Dabei rückt man vom weit verbreiteten Verständnis von Utopien als zwangsläufig totalitär oder zum Totalitarismus führend, ab. Bini Adamczak (2017), die sich mit dem Wechselspiel von Revolution und Utopie auseinandersetzt, verweist in diesem Kontext auf die Angst vor den Erfahrungen mit dem autoritären Regime der Sowjetunion. Dabei zeigt sie auf, dass es nicht Utopist*innen, sondern die "Erben des anti-utopischen, wissenschaftlichen Sozialismus" waren, die jenes umsetzten (Adamczak und Neupert-Doppler, 2018, S. 25). In der Diskussion werden Utopien entweder als etwas, das mit den Mängeln der Gegenwart behaftet und somit nicht ideal ist, verhandelt, oder aber die Utopie skizziert eine so gänzlich andere, bessere Welt, dass darin eigentlich kein Platz mehr für die Utopist*innen selbst ist (vgl. Adamczak und Neupert-Doppler, 2018). Adamczak bezeichnet Letzteres als "Utopiefetisch" (Adamczak und Neupert-Doppler, 2018, S. 26). In der Konsequenz werden Utopie sowie auch Revolution zu einem Martyrium. Gleichzeitig darf die Macht der Utopie nicht überschätzt werden, da ihr Einfluss maßgeblich davon abhängig ist, ob sie sich mit einem verbreiteten Begehren verbindet. Utopie sollte eher als "Ensemble an Beziehungsweisen" (Adamczak, 2017, S. 54) verstanden werden, das sogleich Stabilität und Beweglichkeit bietet. Von entscheidender Bedeutung ist hierbei die Fokussierung auf die Relationen und Beziehungen zwischen Institutionen und Individuen sowie zwischen den Menschen selbst. Bereits im gegenwärtigen Gesellschaftssystem sollten neue, zum Teil utopisch anmutende "Beziehungsweisen" etabliert werden. Auf diese Weise kann die Destruktion der bestehenden Gesellschaftsordnung in den Hintergrund treten, während die Konstruktion einer herrschaftsfreien Gesellschaft in den Vordergrund rückt. So wird ein emanzipatorischer Transformationsprozess ermöglicht (Adamczak, 2017).

Neben Adamczaks Analysen zur Bedeutung von Beziehungsweisen setzt sich die Soziologin Levitas mit dem vorherrschenden, irreführenden Utopiebegriff in der akademischen Diskussion auseinander, der Utopie als unmögliches Streben nach einer perfekten Gesellschaft versteht (vgl. Levitas 2013). Stattdessen schlägt sie Utopie als spekulative Soziologie der Zukunft vor, die als Methode zu verstehen ist (Levitas 2023, S. 468).

Anhand ihrer Untersuchung von soziologischen Grundlagenwerken wie Durkheim und Gilman sowie literarischen Utopien von Bellamy, Morris und Wells zeigt Levitas (2013), dass es Ende des 19. Jahrhunderts gemeinsame Ansprüche beider Ansätze gibt. So enthalte die Soziologie selbst ein starkes utopisches Element, während die Utopie als erklärende Soziologie der Vergangenheit und Gegenwart sowie als spekulative Soziologie der Zukunft verstanden werden könne (Levitas 2013, S. 83). Soziologie und Utopie sind gleichermaßen damit beschäftigt, die im sozialen Imaginären eingebetteten Prozesse und Beziehungen explizit zu machen, während sie selbst Teil davon sind. Aber sie tun dies, so Levitas, auf leicht unterschiedliche Weise (ebd., S. 3). Soziologische Modelle können in manchen Fällen explizit kritisch, normativ und präskriptiv sein, wobei diese Charakteristika in der Regel implizit bleiben. Utopische Modelle sind explizit ganzheitlich, imaginär, kritisch, normativ, präskriptiv und (oft) zukunftsorientiert (ebd., S. 84). Als die Soziologie als eigenständige Disziplin entstand, wurde der konstruierte Gegensatz zwischen utopisch und wissenschaftlichen und zwischen faktualen und fiktionalen Texten verstärkt. Der soziologische Gehalt utopischer Schriften wurde im Allgemeinen ignoriert; der utopische Gehalt der Soziologie wurde verleugnet, während sie um Anerkennung als respektable Wissenschaft kämpfte (ebd., S. 84).

Wie bereits erwähnt, gibt es wieder ein großes Interesse an Utopien, das sich aber noch stark auf die Erforschung utopischer Praktiken konzentriert. Nach Levitas bleibt ein Vorbehalt, das Soziologische als Utopie zu denken. Der Vorbehalt basiert zum Teil auf einem spezifischen Wissensbegriff, der eine klare Trennung zwischen Wissen und Spekulation anstrebt. Diese Trennung ist nicht objektiv, sondern unterliegt gesellschaftlichen Transformationen und Machtverhältnissen. In diesem Beitrag wollen wir diesen Wissensbegriff herausfordern und utopisches Denken als sozialwissenschaftliche Analyse kultivieren. Denn wir stimmen mit Levitas überein: „The reconstitution of society in imagination and in reality is a pressing need.“ (Levitas 2013, S. xi) Neoliberale Politiken bestimmen den universitären Alltag und haben die Arbeitsverhältnisse insbesondere im universitären Mittelbau stark prekariisiert. Generell kann der Vielzahl miteinander verbundener Krisen, Kriegen, der Klimakatastrophe sowie dem Erstarken autoritärer und antidemokratischer Kräfte, um nur einige zu nennen, nur mit alternativen Lösungsansätzen, mit kritischem Denken und interdisziplinärer Forschung begegnet werden. Utopien scheinen uns notwendig, um eine emanzipatorische Transformation denken und realisieren zu können.

Utopie als Methode

Die von Levitas (2013, 2023) vorgeschlagene qualitative Methode beinhaltet die Imagination einer noch nicht existierenden Gesellschaft und ist als explorative und spekulative Soziologie zu verstehen, die ganzheitlich denkt. Es geht nicht darum, einen Plan zu entwerfen, sondern Ideen für potentiell alternative Zukünfte zu erproben. Sie nennt diese Methode „The Imaginary Reconstitution of Society“ und verweist darauf, dass es sich nicht um eine neu erfundene

Methode handelt, sondern dass utopisches Denken als spekulative Soziologie funktioniert. Aus dieser Perspektive werden auch utopische Vorschläge seit dem späten 19. Jahrhundert als reflexive Modelle möglicher Zukünfte und nicht als Spekulation verstanden und zur Analyse und Diskussion gestellt (Levitas 2013, 2023).

Die Methode besteht aus drei Modi: dem archäologischen, dem ontologischen und dem architektonischen Modus. Diese sind nicht als getrennte Arbeitsschritte zu verstehen, sondern sind ineinander verwoben und Teil einer Utopie bzw. Analyse dieser. Im archäologischen Modus geht es um die genaue Untersuchung des Sozialen und des Selbstverständnisses von Konzepten wie Wirtschaftswachstum, Meritokratie und Zivilgesellschaft (Levitas 2013) und um die kritische Hinterfragung der Behauptungen der sozialen Akteur*innen und ihrer Grundannahmen. Im architektonischen Modus geht es darum, eine anders funktionierende Gesellschaft zu imaginieren, deren Grundannahmen ebenfalls einer kritischen Analyse unterzogen werden müssen. Grundlegend für beide ist der ontologische Modus, der sich mit der Frage nach den Menschen dieser und der imaginierten Welt beschäftigt. Die Frage nach der Art der Subjekte, die in Interaktion mit den neuen Institutionen entstehen, ist in Levitas Modell ein zentrales Element für die Imagination einer neuen Gesellschaft. Auch in Adamczaks historischer Analyse steht diese Frage im Mittelpunkt: Welche Beziehungen und Beziehungsformen brauchen wir, um zu den Menschen werden zu können, die wir sein wollen? In Utopien zu denken, erfordert die Analyse sozialer Strukturen; der Vorteil besteht darin, dass diese als eingebettet verstanden werden, z.B. auch in ökologische Bedingungen. Somit werden Gesellschaft und Beziehungen ganzheitlich gedacht. Darüber hinaus ermöglicht es, aus den Zwängen der Gegenwart auszubrechen, um über die Zukunft nachzudenken (Levitas 2023, S. 468).

Wie verstehen wir Utopien in unserem Beitrag?

Wir verstehen Utopie nicht als fertige Blaupause einer idealen Gesellschaft, die es umzusetzen gilt, sondern greifen das prozesshafte Verständnis von Levitas auf, das nach Ideen für eine Gesellschaft sucht, in der neue Beziehungsweisen (Adamczak 2017) und Lebensweisen möglich sind, die ein sicheres und menschenwürdiges Leben für alle ermöglichen. In unserem Beitrag erproben wir, wie Institutionen gestaltet sein müssten, um den Wissenschaftsbetrieb so umzugestalten, dass kritische und interdisziplinäre Forschung gewährleistet werden kann und Forscher*innen darin ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden und zugleich individuellen Lebensentwürfen folgen können. Dabei geht es weniger darum, darauf zu beharren, was in der Gegenwart möglich ist, als auf Kohärenz und zumindest theoretische Machbarkeit zu bestehen (Levitas 2013, S. xviii). In unserem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Gestaltung des Forschungsstandorts Österreich. Er ist mehr als eine Kritik, er versteht sich auch als Analyse der gegenwärtigen Situation und als Versuch, eine Alternative zu denken (Levitas 2013, S. 66). Ganz nach Levitas hinterfragen wir im archäologischen Modus Begriffe wie Wettbewerb und Hierarchie, und ganz generell die UG-Novelle und die daran beteiligten Akteur*innen; im architektonischen Modus entwerfen wir ein Wissenschaftssystem, das weitestgehendst ohne diese Gegebenheiten auskommt und mit Kooperation und Selbstorganisation erweitert wird; und ontologisch beleuchten wir die Veränderungen in den Forscher*innen. Wir übernehmen den Begriff der "kritischen Utopie",

die auf Transformation abzielt. "Kritisch" meint hier im Sinne der Aufklärung den Ausdruck widerständigen Denkens, das Aufdecken, Reflektieren und Dekonstruieren eines hegemonialen Blicks (vgl. Moylan und Baccolini 2014). Kritische Utopien beschäftigen sich mit Alternativen zum Status quo, suchen nach dem noch nicht Gewesenen und versuchen, Antworten auf Konfliktsituationen zu antizipieren (ebd.). Kritische Utopie als Methode und Praxis versteht Utopie nicht als das Unmögliche und Unerreichbare, sondern als Heuristik und damit als Versuch und Prozess, ein Ziel zu formulieren (z.B. Levitas 2013; Moylan und Baccolini 2014; Suvin 2021).

Der Forschungsstandort Österreich

Es ist ein wunderschöner Tag im März 2024. Der Frühling kündigt sich mit traumhaftem Wetter und Vogelgezwitscher an. Anna und Yusef genießen den Spaziergang über den Campus der Lisa Kaltenegger Universität in Linz. Die Nähe zum Wald und die Distanz zur Voest lassen den Smog der Stadt fast verschwinden. Anna ist 33, zweifache Mutter, und Teil der NAWI-Kollaborative. Dank des Universitätsgesetzes von 2002, das im Forschungsalltag Kooperation statt Konkurrenz vorschreibt, ist es für sie bei einer 20-Stunden Woche möglich, gemeinsam mit anderen Forschenden an bahnbrechenden und innovativen Forschungsprojekten zu arbeiten und sich als wertvolles Mitglied ihrer Kollaborative zu sehen, während sie gleichzeitig ausreichend Zeit für ihre Kinder hat. Gerade lotet sie mit ihrem guten Freund Yusef aus, wie eine interdisziplinäre Forschungszusammenarbeit zur sozial-ökologischen Transformation zwischen NAWI- und SOWI-Kollaborative (dem Zusammenschluss unterschiedlicher naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Disziplinen) aussehen könnte. In weiterer Folge werden sie wohl auch Gespräche mit der TEWI- und der REWI-Kollaborative (technische und Rechtswissenschaften) führen. Der gesamten Universität ist klar, dass hier Forschungsbedarf besteht, nicht nur, weil die Stadt Linz vor zwei Monaten den gesellschaftlichen Auftrag dazu gegeben hat, sondern auch, weil ein Versäumnis verheerende Folgen für alle hätte. Anna und Yusef wurden von ihren Kollaborativen beauftragt, erste Sondierungsgespräche zu führen und beide freuen sich, denn nicht nur ihr Forschungsinteresse verbindet sie, sondern auch eine lange Freundschaft.

*Yusef ist 34, sein Großvater kam damals als "Gastarbeiter" nach Linz. Mit ihm Yusefs Mutter, der es trotz österreichischer Gymnasialausbildung nicht gelang, die Universität zu besuchen. Grund dafür waren Diskriminierungserfahrungen. Die mit dem UG 2002 einhergehende Enthierarchisierung und Demokratisierung der Universitäten, die den Professor*innen einen großen Teil der alleinigen Entscheidungsgewalt über Einstellungen entzog, verbesserte die Zugangschancen für marginalisierte Gruppen und führte zur Diversifizierung des Universitätspersonals. Die so entstandenen neuen Vorbilder halfen sowohl Yusef, der aus einer einkommensschwachen Familie stammt, als auch Anna. Ohne das UG würden die beiden heute wohl keine zukunftsweisende Forschung betreiben.*

*Dabei haben beide ein gutes Verhältnis zu den in ihren Kollaborativen tätigen Kolleg*innen, die durch die demokratischen Strukturen in regem Austausch und gegenseitiger Auseinandersetzung stehen - zur Bewältigung organisatorischer Aufgaben, aber auch zu*

*inhaltlichen Themen. Nicht zuletzt dieses bessere Verständnis für Zusammenhänge hat dafür gesorgt, dass sich die österreichische Forschungslandschaft nicht in kleinteiligen, hyper-spezialisierten Forschungsnischen verliert, sondern die Wende zu einer kollaborativen, gesellschaftsrelevanten und kritischen Wissensproduktion aber auch global wettbewerbsfähigen Forschung geschafft hat – dem globalen Wettbewerb konnte und kann man sich schließlich nicht entziehen. Das Kredo der damaligen Ministerin lautete “Kooperation statt Konkurrenz – nieder mit der Exzellenz!”; Die Zweifel, ob man ohne innerösterreichischen Wettbewerb international bestehen könne, waren laut. Lauter waren damals jedoch die Studienergebnisse zu den destruktiven Auswirkungen des Wettbewerbs auf Forscher*innen und die Qualität der Forschung. Schließlich konnte der Mythos widerlegt werden, dass nur Wettbewerb Innovation hervorbringt. Durch die in Österreich geschaffenen Kollaborativen, d.h. die Verschiebung des Fokus von einzelnen Wissenschaftler*innen hin zur ohnehin bestehenden Realität der gemeinschaftlichen Wissensproduktion und ihrer demokratischen Organisation, konnten die Potentiale jedes/jeder Einzelnen ausgeschöpft werden – denn nichts ist so hinderlich für die Entfaltung der Fähigkeiten wie Existenzangst und -druck. Die Maxime der Kollaboration hat so nicht nur die Produktivität und Qualität der Forschung erhöht, sondern auch die Vernetzung von Forschenden und damit ihre Möglichkeiten verbessert, innovative Forschungsergebnisse zu erzielen, die für die Bevölkerung und die Herausforderungen der Welt von zentraler Bedeutung sind. Auch der Wissenschaftsskepsis konnte so teilweise Einhalt geboten werden. Denn nach dem heutigen Sondierungsgespräch werden sowohl Anna als auch Yusef die jeweiligen “Transmitter*innen” – also die für Wissenschaftskommunikation verantwortlichen Personen – ihrer Kollaborativen informieren, damit diese in Austausch mit der nicht-wissenschaftlichen Community treten können. Im Falle der sozial-ökologischen Transformation wären das Gespräche mit der Stadt Linz, den produzierenden Unternehmen in Linz und der Linzer Zivilgesellschaft. Darüber hinaus treten die Delegierten ihrer Kollaborativen mit den Kollaborativen der anderen Universitäten in Kontakt, um relevantes Wissen zum Thema zu bündeln.*

*Bevor sie jedoch mit den Sondierungen beginnen, sprechen die beiden über die Zukunftspläne ihrer gemeinsamen Freund*in Lou. Lou ist wie Yusef Mitglied der SOWI-Kollaborative und möchte an eine irische Universität wechseln, denn Lou interessiert sich für das Centre for Utopian Studies an der Universität in Limerick. Dafür muss sie ihre sichere Stelle in Österreich aufgeben und sich dem kompetitiven System in Irland stellen – in der Zwischenzeit hat sich die Situation in anderen Ländern, die weiterhin auf Wettbewerb setzen, noch verschärft. Lou, die sich durch ihre bisherige Karriere in Österreich gut vorbereitet fühlt, sieht dem Ganzen gelassen entgegen. Obwohl ihr Profil nicht sehr ausgeprägt war, da in Österreich alle Wissenschaftler*innen im Rahmen ihrer Kollaborativen publizieren, waren die Bewerbung und die folgenden Gespräche für sie ein Leichtes – im europäischen Raum ist klar, dass österreichische Wissenschaftler*innen zur Spitze gehören. Das war gewiss nicht von Anfang an so. Erst wurde der Wandel im österreichischen Wissenschaftssystem belächelt. Auch die Zahl der internationalen Studierenden ging zunächst zurück. Doch nach knapp einem Jahrzehnt war klar, dass dieses System, das vielfältige Karrieremöglichkeiten bietet und das wissenschaftliche Personal psychisch entlastet, erfolgreich ist. Die attraktiven Arbeitsbedingungen machen Österreich auch zu einem beliebten Ziel für Forscher*innen aus aller Welt, was einen regen Austausch sicherstellt. Nun folgen andere Länder dem österreichischen Beispiel, schaffen den nationalen Wettbewerb ab und demokratisieren die Universitäten. Die Schweiz tut es, als auch Chile, Island, Neuseeland und Portugal. Das bahnbrechende Universitätsgesetz von 2002 erwies sich als richtig.*

*Durch Lous Abgang entsteht eine vakante Stelle, deren Anforderungen und Bedürfnisse nach eingehender Prüfung ermittelt werden. Auf Grundlage dieser Analyse wird festgelegt, auf welcher Ebene die Stelle ausgeschrieben wird. Die flache Hierarchie innerhalb der Organisation, die sich auch in den Gehaltsstrukturen widerspiegelt, vermeidet finanzielle Konflikte. Dank der kollaborativen Struktur, dem Wegfall des Wettbewerbs und dem direkten gesellschaftlichen Auftrag besteht kein Anreiz, eigene Forschungsbereiche zu konsolidieren. Dies ermöglicht eine wirklich interdisziplinäre, transparente und bedarfsorientierte Neubesetzung. Dabei steht nicht das Prestige im Vordergrund, sondern die Fähigkeiten und das Wissen der Bewerber*innen. Nach der Bedarfsermittlung wird sich das 15-köpfige Neueinstellungsgremium mit der Besetzung der Stelle befassen. In diesem Jahr wurde auch Yusef in das Neueinstellungsgremium gewählt. Bereits 20 Mal musste er mit seinen Kolleg*innen in diesem Jahr Stellen neu besetzen, weil immer wieder Forscher*innen beschließen, die Universität zu verlassen. Einige gehen ins Ausland, andere in die Privatwirtschaft und wieder andere in den öffentlichen Sektor. Vor allem diejenigen, die als Transmitter*innen arbeiten, entdecken oft neue interessante Bereiche für sich. Natürlich gibt es immer wieder Beschäftigte, die die alle drei Jahre stattfindenden Evaluationen nicht ausreichend erfüllen. Wer die je nach Fähigkeiten und Neigungen vereinbarten Ziele in Forschung, Lehre, Third Mission und Selbstverwaltung nicht erreichen kann, muss leider gehen. So ergibt sich ein Turnover von ca. 10% pro Jahr.*

*Ein besonderes Augenmerk legen die Universitäten auf Nachwuchswissenschaftler*innen, also Personen, die ein Doktorat machen wollen. Nach einer Probezeit mit einem auf ein Jahr befristeten Arbeitsvertrag findet ein Evaluationsgespräch mit dem Neueinstellungsgremium und den Personen statt, die am engsten mit dem/der Pre-Doc zusammengearbeitet haben; immerhin stellen etwa 20% fest, dass die Wissenschaft oder gar eine Promotion nichts für sie ist. Wenn sie bleiben wollen und es auch von Seiten der Kollaborative keine Einwände gibt, erhalten sie einen unbefristeten Vertrag. Selbstverständlich können sie auch nach der Promotion kündigen, was etwa 50% tun, da sie ohnehin an der Ausbildung und nicht am Beruf selbst interessiert sind. Annas Studienkollege Klaus, der sein Studium immer sehr genossen hat, entschied sich nach der Probezeit, nicht in der Wissenschaft zu bleiben. Zu groß waren für ihn die Verlockungen, in Führungspositionen zu kommen, die es so an der Universität nicht gibt. Um effiziente Entscheidungen zu gewährleisten, werden temporäre Hierarchien geschaffen, aber diese Positionen sind rotierend und werden regelmäßig demokratisch gewählt. In dieser Umgebung ist wenig Raum für Prestige und Führungslust. Zudem wird der Ruhm, der aus erfolgreichen Forschungsvorhaben resultiert, nicht einer Einzelperson, sondern der Kollaborative zugeschrieben.*

Auch bei der Finanzierung, die vollständig vom Ministerium kommt, gibt es keinen Wettbewerb. Jährlich werden die Rektorate, die sich aus Mitgliedern der Kollaborativen der eigenen Universität und Mitgliedern anderer Universitäten zusammensetzen, entsandt, um über die landesweite Verteilung der Mittel zu entscheiden. Anna möchte für die nächsten drei Jahre in das Rektorat einziehen und sich der neuen Herausforderung stellen, den Informationsfluss innerhalb der eigenen Universität, zwischen und innerhalb der Kollaborativen und zwischen den Universitäten zu gewährleisten. Außerdem möchte sie an den Verteilungsgesprächen teilnehmen. Anna ist froh, dass die Aufgaben der Rektorate so genau geregelt sind. Da ist kein Platz für Intransparenz und Postengeschacher. Mit dem UG 2002 wurde auch die Universitätsleitung und -verwaltung verändert: Zwar haben die Rektorate

nach wie vor die Zeichnungsbefugnis für neue Arbeitsverträge, aber eigentlich ist das ein rein formaler Schritt, da der Senat, der sich aus Mitgliedern der Kollaborativen, Studierenden und dem allgemeinen Personal zusammensetzt, die Besetzung bereits vorher geprüft hat. Im Senat war Anna bereits aktiv. Dort kam sie auch auf den Geschmack, für das Rektorat zu kandidieren. Die Gespräche zwischen den beiden Gremien waren sehr spannend, respektvoll und informativ. Sie hat bereits die nötigen Schritte eingeleitet, um bei ihrer nächsten Evaluierung der Gremienarbeit mehr Gewicht zu geben.

*Yusef freut sich zwar für Anna, weil er weiß, wie wichtig es ihr ist, ihre Universität aktiv mitzugestalten, aber ihm selbst reichen die Mitsprachemöglichkeiten, die es ohnehin für jede und jeden gibt. Er hat das Gefühl gehört zu werden, weil die Gremien schon auf der untersten Ebene beginnen und die Diskussionsergebnisse von den entsprechenden Vertreter*innen in das nächsthöhere Gremium getragen werden. Das garantiert die Mitsprache aller. In nächster Zeit will sich Yusef lieber der Forschung widmen, vor allem der sozial-ökologischen Transformation. Am Ende ihres Gesprächs freuen sich die beiden über den erfolgreichen Austausch und kehren zufrieden in ihre Kollaborativen zurück.*

Fazit

Unser kurzer Essay beschreibt ein Wissenschaftssystem, in dem es die Freiheit gibt, an den Universitäten zu bleiben und sie zu gestalten; diese Freiheit wird derzeit unter anderem durch das UG und vor allem durch die letzte UG-Novelle unterbunden. Aber auch die Fokussierung auf den Wettbewerb als Strukturierungs- und Allokationsmittel verhindert die Entfaltung transformativer Möglichkeiten. Das Entwerfen einer Utopie als Prozess der Zielformulierung ermöglicht es, jene Aspekte der österreichischen Forschungslandschaft aufzuzeigen, mit denen wir unzufrieden sind. Und das sind angesichts des enormen Leistungsdrucks und der Perspektivlosigkeit, mit denen das wissenschaftliche Personal konfrontiert ist, nicht wenige. Ad absurdum wird das Ganze dadurch geführt, dass selbst jene, die erfolgreich sind und z.B. ihre Finanzierung sichern können, chancenlos bleiben, weil konsekutive Stellen nicht zur Verfügung stehen. Letztlich entscheidet der Zufall. Dennoch nährt die heutige hochkompetitive und hierarchische Forschungslandschaft ein Gesellschaftsbild, in dem einzelne Genies allein und auf sich gestellt Wissen produzieren, das mehr der Positionierung in einem Forschungsfeld und damit dem Prestige dient als der Gestaltung einer demokratischen und gleichberechtigten Welt. Auch Universitäten und Disziplinen können sich dieser Logik nicht entziehen. Unsere Utopie steht hier als Gegenentwurf und fängt damit die Bedingungen, unter denen wir derzeit arbeiten, ein und unterzieht sie einem Transformationsprozess: Aus Konkurrenz wird Kooperation, aus Hierarchie Demokratie, aus Elfenbeinturm gesellschaftliches Wissen. Die Menschen in unserer Utopie sind nicht nur zufriedener, sondern auch produktiver, und das produzierte Wissen trägt zur Lösung gesellschaftlicher Probleme bei. Damit steht dieser Entwurf in starkem Kontrast zu dem, was von Rektoraten und Ministerien kommuniziert wird und zeigt die Grenzen des Diskurses auf. Damit steht dieser Entwurf im starken Gegensatz zu dem, was von Rektoraten und Ministerien kommuniziert wird und zeigt die Grenzen des Diskurses auf. Mit der Utopie als heuristischem Prozess nutzen, eröffnen wir neue Denk- und Handlungsräume. Unser Entwurf fordert einen Wandel hin zu einer demokratischeren, kooperativeren und inklusiveren Forschungswelt, in

der Wissenschaft nicht nur den wenigen Privilegierten dient, sondern einen echten Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme leistet.

Literatur

Adamczak, B. 2017. *Beziehungsweise Revolution: 1917, 1968 und kommende*. Suhrkamp Verlag.

Adamczak, B., & Neupert-Doppler, A. 2018. „Ich halte das anti-utopische Bilderverbot für erledigt“. Gespräch mit Bini Adamczak. *Konkrete Utopien. Schmetterling, Stuttgart*, 23-38.

Levitas, Ruth. 2013. *Utopia as Method: The Imaginary Reconstruction of Society*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire New York: Palgrave Macmillan.

Levitas, R. 2023. There's no such thing as 'the economy', stupid: using Utopia to imagine society' after money'. *Review of Evolutionary Political Economy*, 4(3), 467-479.

Moylan, Tom, and Raffaella Baccolini. 2014. *Demand the Impossible: Science Fiction and the Utopian Imagination*. Classics edition. Oxford: Peter Lang.

Ralahine Centre for Utopian Studies. 2024. University of Limerick. <https://www.ul.ie/artsoc/ralahinecentre>. accessed on the 30th of September.

Suvin, Darko. 2021. *Parables of Freedom and Narrative Logics: Positions and Presuppositions in Science Fiction and Utopianism*. edited by E. D. Smith. Oxford Bern Berlin Bruxelles New York Wien: Peter Lang.